

Zuhause bedeutet
für mich eigentlich,
ein Zuhause zu haben,
ganz einfach.

Erfahrungen von Obdachlosigkeit
und Migration



INHALT

Vorwort	5
ich habe die welt in zwei geteilt – <i>Alexandre Romanès</i>	6
man müsste – <i>Alexandre Romanès</i>	7
Brigitta	8
Milan	12
Ist die Stadt für alle da? – <i>Josefine Paul</i>	18
Blanka	20
Alexandr	26
Rom – <i>Santino Spinelli</i>	31
Straßenleben – Wohnungslosigkeit – <i>Justus Schubert</i>	32
Renata Horvathova	36
märchen – <i>Wilfried Ihrig</i>	45
Weiterführende Informationen	46
Glossar	48
Autor*innen	48
Impressum	50

Dieser Band veröffentlicht Erfahrungen von Obdachlosigkeit und Migration. Vier obdachlose Menschen geben Einblicke in ihr Leben auf der Straße, sie sprechen über den Beruf ohne Anerkennung: das Schnorren und Betteln.

Diese Menschen gehören zur größten Minderheit Europas – den Rom*nja. Sie sprechen über die Unmöglichkeit des Lebens im Herkunftsland, über das Überwinden der vielen Kilometer in Europa und über ein Leben ohne Sicherheit. Sie sprechen über Elternschaft und Zuhause. Wir erfahren von Mobilität und permanenter Aktivität. Ungewollt ist für ihr Leben und die Lebensbewältigung eine besondere Anstrengung nötig. Der Band will mit den Vorstellungen von Passivität brechen und die gelebte Realität gegenüber stellen. Keine Minderheit muss so intensiv um das Überleben in Europa kämpfen. Es ist der Kampf um Wohnraum, Auskommen und Schutz.

Zu oft wird das Leben von Rom*nja nicht strukturell durch Entrechtung und Enteignung erzählt, sondern den Menschen werden fehlendes Engagement und fehlende Bildung attestiert. Der Antiromaismus, der Rassismus gegenüber Sint*ezze und Rom*nja, projiziert Anspruchlosigkeit, Schicksalsergebenheit und fehlenden Ehrgeiz, Unvernünftigkeit und Trägheit in die Menschen. Er spricht von selbstverschuldeter Verarmung und Passivität. Daher braucht es die Zeugnisse von all den Anstrengungen und Mühen des Überlebens.

Diese Erzählungen sind Geschichten der Gegenwart von Menschen, deren Zeugnisse rar sind. Ihre vielfältigen Armutsfolgen und Risiken werden sichtbar, wenn Betroffene ihre Erzählungen und ihre Geschichten preisgeben. In der vorliegenden Publikation werden Lebensgeschichten von wohnungs- beziehungsweise obdachlosen Rom*nja dargestellt, die ihren Alltag überwiegend im öffentlichen Raum organisieren. Entstanden sind sehr private und offene Erzählungen, die von der Kraft des Durchhaltens zeugen. Sie verlangen Respekt und gehen an die Nieren.

KATRIN HOLINSKI UND KATHRIN KRAHL

ALEXANDRE ROMANÈS

ich habe die welt in zwei geteilt

Dieses Gedicht ist nur in der gedruckten Broschüre zu lesen.

Aus dem Französischen von Wilfried Ihrig

ALEXANDRE ROMANÈS

man müsste

Dieses Gedicht ist nur in der gedruckten Broschüre zu lesen.

Aus dem Französischen von Wilfried Ihrig



ICH BIN IN EINER SEHR ARMEN FAMILIE GROSS GEWORDEN. Wir hatten eine ganz kleine Wohnung, in der es keine Fenster gab. Ich musste als Kleinkind schon arbeiten gehen, zum Beispiel bei den Nachbarn. Sie hatten einen Hof, den geputzt, und einen Garten, in dem ich gearbeitet habe. Dafür habe ich dann Eier bekommen.

ICH BIN DORT IN DIE SCHULE GEGANGEN, WO DIE ROMA-KINDER HINGESCHICKT WURDEN. Die Schule war arm und die Kinder wurden getrennt. Es gab eine Schule für Roma und eine Schule für Nicht-Roma. Die Roma wurden damals schon immer so weggestoßen und diskriminiert. So bin ich groß geworden. Von weißen Menschen bin ich oft diskriminiert worden. Ich habe Beleidigungen und Beschimpfungen erlebt. Man hat mich als ungarische Zigeunerin beschimpft und ich wurde nie von den weißen Menschen akzeptiert.

MIT FÜNFZEHN JAHREN HABE ICH DIE SCHULE BEENDET. Nachdem ich vergewaltigt wurde, sind wir in eine Wohnung gezogen, die mit Holz zu heizen war und viel Arbeit machte. Nach drei Jahren sind wir dann nach Tschechien gezogen. Als meine Oma starb, erbt meine Mutter ihr Haus und dadurch konnten wir dann wieder in die Slowakei ziehen. Eine Ausbildung konnte ich nicht machen, dafür war kein Geld da. Wenn ich eine Ausbildung hätte machen können, dann wäre ich entweder Putzfrau oder Köchin geworden. Mein Traum war es aber, Tänzerin zu werden.

IN TSSCHECHIEN HABE ICH MIT FÜNFZEHN JAHREN MEINEN FREUND KENNENGELERNT. Mit ihm habe ich auf der Straße gelebt, dort bin ich dann auch schwanger geworden. Weil ich auf der Straße gelebt habe, habe ich mein Kind verloren. Dann sind wir nach Dresden gekommen, wo ich das zweite Mal schwanger geworden bin. Und weil wir in Dresden auch auf der Straße gelebt haben, verlor ich dieses Kind auch.

DIE FAMILIE MEINES FREUNDES LEBT IN TSSCHECHIEN, WO WIR AB UND ZU SIND. Sie wollen nicht, dass ich mit meinem Freund zusammen bin, weil ich eine Romni bin. Sie beleidigen mich oder werfen mir Dinge vor, die ich nicht getan habe. Die Mutter meines Freundes hatte zum Beispiel eine goldene Kette verloren und hat mir unterstellt, dass ich sie genommen hätte. Das hat mir sehr weh getan. Wir haben jetzt mittlerweile eine Wohnung in Tschechien. Mein Freund hat jetzt auch einen Job gefunden. Davon bezahlen wir die Miete.

BRIGITTA
21 Jahre, aus der Slowakei



Ich möchte nicht für immer auf der Straße bleiben. Ich suche nach Sicherheit, damit ich nicht immer Betteln muss. Ein Zuhause. Ich habe nun drei Orte, die alle nicht sicher sind: in der Slowakei, in Tschechien und in Deutschland. Ich möchte, dass es einen sicheren Ort gibt.



ABER FÜR'S ESSEN REICHT ES NICHT UND DESWEGEN KOMMEN WIR HER UND BETTELN. Doch das ist schwer. Ich habe zwei Geschwister, eine Schwester und einen Bruder. Sie leben jetzt genauso, wie ich damals gelebt habe. Momentan sind auch meine Eltern und Geschwister in Dresden und betteln, denn in der Slowakei können sie nicht überleben. Es ist sehr arm in der Slowakei. Meine Familie kommt alle zwei Monate über 1000 km angereist, um hier zu betteln. Meistens bleiben sie eine Woche. Jetzt wollen sie länger bleiben, denn ihre Wohnung ist kaum eingerichtet und sie müssen Geld für eine Waschmaschine verdienen. Die Kinder, also meine kleinen Geschwister, bleiben dann manchmal bei mir in Tschechien und unsere Eltern fahren weiter nach Dresden.

WIR FINDEN IMMER EINEN PLATZ, WO MAN UNS KAUM SIEHT UND WO WIR SCHLAFEN. Es ist egal, ob Winter ist oder Sommer, wir müssen auf der Straße schlafen. Also für mich ist es nicht schön und nicht gut, auf der Straße zu sein. Ich mag es nicht, die Menschen anzuschauen und zu denken: »Dir geht es gut, aber ich muss hier sitzen und betteln.« Wer das nicht erlebt hat, kann nicht wissen, wie sich das anfühlt.

UNSER ALLTAG AUF DER STRASSE SIEHT SO AUS: FRÜH MORGENS STEHEN WIR AUF. Als erstes gehen wir zu McDonald's und holen uns einen Kaffee. Dann setzen wir uns irgendwo hin, für mindestens zwei Stunden. Danach wird etwas Kleines gegessen, dann setzen wir uns wieder für zwei bis drei Stunden hin. Manchmal laufe ich aber auch durch die Straßen und frage Leute nach Geld. Nachmittags laufe ich meist herum. Wir essen dann abends etwas und im Anschluss suchen wir uns einen Platz zum Schlafen. Wir haben einen festen Platz, aber wenn die Polizei kommt, müssen wir den Ort verlassen.

ZUHAUSE BEDEUTET FÜR MICH, DAS, WAS ICH JETZT SCHON ZWEIMAL HATTE. Einmal in Tschechien und einmal in der Slowakei. Die Möglichkeit, dass meine Geschwister später einmal zu mir kommen können. Wenn meine Mutter und mein Vater nicht mehr sind, dass ich sie zu mir holen kann. Zuhause bedeutet für mich eigentlich, ein Zuhause zu haben, ganz einfach. Ich möchte nicht, dass meine kleinen Geschwister auf der Straße leben müssen. Ich wünsche mir, dass alle glücklich sind.

ICH MÖCHTE NICHT FÜR IMMER AUF DER STRASSE BLEIBEN. Ich suche nach Sicherheit, damit ich nicht immer betteln muss. Ein Zuhause. Ich habe nun drei Orte, die alle nicht sicher sind: in der Slowakei, in Tschechien und in Deutschland. Ich möchte, dass es einen sicheren Ort gibt. ■



ICH BIN IN DER SLOWAKEI GEBOREN, IN RIMAVSKÁ SOBOTA, IN EINEM ROMA-VIERTEL. Meine Mutter hat gearbeitet, mein Vater nicht. Ich bin sehr gut aufgewachsen, bin in die Schule gegangen, bis zur achten Klasse. Viele Roma in diesem Ort haben es nicht bis zur achten Klasse geschafft, weil es keine Möglichkeiten gab. Ich habe dann Maurer gelernt. Nach der Ausbildung bin ich für einhalb Jahre zur Armee gegangen und habe danach als Maurer gearbeitet und von meinen Eltern Unterstützung bekommen. Da, wo ich wohnte, haben nur Roma gelebt, wir waren raus aus allen anderen Gemeinschaften. Ich hatte natürlich viele Freunde dort. Es gab auch Zeiten, wo es sehr schlecht war. Aber es gab auch gute Zeiten. Am meisten gab es dort Armut. Als Kind hatte ich das Glück, dass mein Vater mich immer unterstützt und vor schlechten Sachen bewahrt hat. Ich sollte gut sein und nicht so böse Sachen machen. Gott sei Dank habe ich keine Drogen genommen wie viele andere Kinder.

IN DER ZEIT, IN DER ICH DORT GELEBT HABE, HAT DIE SCHULE NOCH SEHR GUT FUNKTIONIERT UND AUCH DER KINDERGARTEN. Jetzt funktioniert es überhaupt nicht mehr. Zu meiner Zeit wurde da noch alles nach kommunistischen Regeln umgesetzt. Also bei den Kommunisten ist klar, dass jeder arbeiten muss. Wer nicht gearbeitet hat, kam ins Gefängnis. Es war überall so.

IN MEINER KINDHEIT HAT MIR NICHT GEFALLEN, DASS ROMA UND NICHT-ROMA UNTERSCHIEDLICH BEHANDELT WURDEN. Zum Beispiel gab es eine Roma-Klasse und eine Klasse für slowakische Kinder. Als ich klein war, habe ich nicht gewusst, was Rassismus ist. Aber ab dem 18./19. Lebensjahr habe ich das dann selbst erlebt und gefühlt. Diesen Rassismus habe ich erst gemerkt, als die Demokratie kam. Da ist etwas passiert zwischen den Kindern und zwischen den Erwachsenen. Ich habe es am eigenen Leib erfahren. Ich war unterwegs mit meiner Frau und zwei kleinen Kindern und wurde auf der Straße überfallen. Ich wurde geschlagen und beleidigt. Sie sagten zu mir: »Du schwarzer Pilz.¹ Was hast du hier auf der Straße zu suchen?« Um uns herum waren überall Leute, die nichts getan haben. Sie haben einfach zugeschaut. Als ich noch gearbeitet hatte,

¹ Übliche slowakische Beschimpfung von Rom*nja, meint »Du schwarze Fresse«

MILAN

47 Jahre, aus der Slowakei

war Rassismus kein Thema, weil mein Kollektiv nur aus Roma bestand. Aber bei der Armee habe ich den Rassismus gefühlt. Da wurde mir deutlich gemacht, dass ich zu den Roma gehöre. Als Rom musste ich mehr machen als alle anderen, zum Beispiel Doppelschichten.

DIE FIRMA, BEI DER ICH GEARBEITET HABE, GING LANGSAM KAPUTT. Irgendwann gab es für niemanden mehr Arbeit. Ich bin dann nach Deutschland gekommen, um Arbeit zu finden. Ich bekomme überhaupt keine Arbeit. Wenn ich anrufe, gibt es kein Problem, dann werde ich zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Sobald ich vor der Tür stehe und sie sehen, dass ich ein Rom bin, ist die Stelle schon vergeben. Ich war auch in Italien, aber weder dort noch in Deutschland ist es mir bisher gelungen, Arbeit zu finden.

SEIT FÜNF JAHREN LEBE ICH JETZT HIER, NICHT IMMER, ABER REGELMÄSSIG. Ich habe kein Geld für ein Hostel, deswegen schlafe ich auf der Straße. Das wichtigste, was ich habe, ist der Schlafsack. Ich mache pantomimische Figuren auf der Straße. Mit dem kleinen Bisschen, was ich damit verdiene, unterstütze ich meine Familie. Ich habe fünf Kinder, drei erwachsene und zwei kleine Kinder. In der Slowakei bekommen meine Familie und ich nur 200 Euro. Davon können wir nicht leben. Ich bin lieber auf der Straße und verdiene so Geld, als noch zu Hause zu sein und nichts tun zu können. Ich habe auch hier schon Diskriminierung erlebt. Zum Beispiel wurde ich in der Straßenbahn als »dreckiger Zigeuner« beschimpft oder sie sagten: »Ausländer raus, die sollen nach Hause gehen, arbeiten.« In solchen Situationen hat mir nie ein Mensch geholfen. Die haben sich einfach umgedreht, als ob nichts passiert wäre, sie nichts gehört hätten.

IN DRESDEN SCHLAFE ICH AN UNTERSCHIEDLICHEN ORTEN. Beim Museum, manchmal bei der Caritas, wo man einen Euro bezahlt. Aber das ist ganz selten, weil sie keine slowakischen oder tschechischen Leute, also Roma, reinlassen wollen. Es geht direkt um Roma. Im Sommer ist es besser, weil man dann überall gute Schlafplätze findet. Wir schlafen immer mit mehreren Personen an einem Ort, mal drei, mal vier Leute, damit wir aufeinander aufpassen können. Es ist auch schon passiert, dass uns jemand gestört und uns nicht in Ruhe gelassen hat. Deswegen haben wir auch die kleine Gruppe, damit wir uns gegenseitig helfen und aufeinander aufpassen können. Es ist auch schon passiert, dass uns die Polizei weggeschickt hat. Da mussten wir aufstehen und zum Hauptbahnhof gehen, wo wir bis zum Morgen in der Wärme gesessen haben. Ich kümmere



Dass es meinen
Kindern gut geht, ist
das Wichtigste. Sodass
sie nicht fühlen müssen,
dass sie Roma sind.
Dass sie ein besseres
Leben haben.



mich außerdem jeden Tag um einen alten Mann, der blind ist und auch auf der Straße lebt. Ich kümmere mich um sein Essen und Trinken. Morgens um sieben stehe ich auf. McDonald's ist die erste Station. Dort verbringe ich meistens zwei Stunden, um mich aufzuwärmen und Kaffee zu trinken. Von zehn bis siebzehn Uhr mache ich meine Figur, manchmal sammle ich auch Flaschen. Danach gehe ich in die Altmarktgalerie, um etwas zu essen und mich aufzuwärmen. Meistens sind wir bis abends um acht Uhr da und um zehn gehen wir dann schlafen. Es ist unterschiedlich, manchmal ist es sogar Mitternacht, je nachdem. Und so läuft das dann jeden Tag.

FREUNDSCHAFTEN GIBT ES UND ZWAR ZWISCHEN VERSCHIEDENEN NATIONALITÄTEN WIE POLEN, SERBEN, SLOWENEN. Zum Beispiel ist ein Treffpunkt am Albertplatz, beim Brunnen oder bei der Treberhilfe. Ich vertraue meinen Freunden hundertprozentig. Ich muss, sonst würde ich nicht überleben auf der Straße. Wir helfen uns gegenseitig. Zum Beispiel wenn es um das Essen geht. Wenn einer kein Essen hat, kauft der Andere etwas und teilt das. Ein anderes Beispiel: »Komm, du hast eine große schwere Tasche, ich helf dir.« Wir sprechen miteinander. Zum Beispiel: »Wo schläfst du heute und wo hast du deine Flaschen gesammelt« und solche Sachen. Ich habe auch Angst, aber das darf ich nicht zeigen, sonst würde ich auf der Straße nicht überleben. Das Wichtigste ist, dass mich niemand überfällt. Also nicht bloß konkret mich, sondern die kleine Gruppe.

DAS WORT ZUHAUSE IST EIN SEHR SCHÖNES WORT. Das habe ich aber nicht, also ich habe kein Zuhause und warte jeden Tag auf die Situation, in der ich sagen kann, mein Zuhause. Es ist ein großes Thema für mich, ein eigenes Zuhause zu haben. Und wenn du ein eigenes Zuhause hättest, ob du mich da rein lassen würdest. Oder mal sagen würdest: »Komm zu mir.« Das ist das Thema.

AM TAG VERDIENE ICH 20 BIS 25 EURO, WENN ICH 30 HABE, IST ES SCHON SEHR GUT. Das brauche ich zum Essen, Trinken und ich rauche. Und was übrig bleibt, lege ich zur Seite, um meiner Familie zu helfen. Zehn Euro brauche ich ungefähr am Tag für Essen und Trinken. Wenn es sehr kalt ist, kann ich nicht so lange als Figur stehen, dann mache ich etwas anderes: ich setze mich hin und

bettle. Und das ist ein Unterschied. Wenn ich die Figur mache, ist es für mich angenehmer, weil die Leute dann gerne Geld geben und auch gerne Bilder machen. Also ich tue nichts, was strafbar ist. Angemalt sieht man ja auch nicht, wer ich bin. Und wenn ich dann auf der Straße bettle, ist es ganz anders. Wenn ich die Figur mache, gehen die Menschen mit mir gut um, machen Fotos mit mir. Wenn ich auf der Straße sitze und bettle, dann fallen auch Worte wie: »Warum sitzt du hier, verschwinde!« Also es ist ein großer Unterschied, ob ich die Figur mache oder bettle, weil man dann sieht, dass ich ein Rom bin. Und wenn ich als Figur stehe, dann wissen sie nicht, dass ich zu den Roma gehöre und gehen mit mir ganz anders um. Das ist ein großer Unterschied!

SEITDEM EINE ROMNI BEI DER TREBERHILFE ARBEITET, BEKOMME ICH GROSSE HILFE. Ich komme gerne her, auch zum Reden. Vorher sind wir gekommen, um zu essen, zu duschen und Kleidung zu bekommen. Jetzt bin ich da, nicht bloß wegen der Kleidung und des Essens, sondern auch als Mensch. Bisher hat mir niemand geholfen. Auch kein Sozialamt. Wenn ich dorthin gehe, fragen sie zuerst, ob ich deutsch spreche. Nein. Ich muss erstmal zur Schule gehen, um deutsch zu lernen, dann kann ich wiederkommen.

DAS WICHTIGSTE IN DEUTSCHLAND IST, ARBEIT ZU FINDEN. Dann kann ich meine Familie holen und meine Kinder können normal groß werden. Dass es meinen Kindern gut geht, ist das Wichtigste. Sodass sie nicht fühlen müssen, dass sie Roma sind. Dass sie ein besseres Leben haben. Ein ganz normales Leben möchte ich für die Kinder. Also ganz normal, damit sie sich nicht fühlen müssen wie in der Slowakei als Roma. Dass sie nicht spüren, dass sie Roma sind, das ist normales Leben. Also an erster Stelle Arbeit, Schule für die Kinder, dass sie etwas lernen, eine Ausbildung, damit sie nicht fühlen, dass sie Roma sind. Mein Gefühl ist: ein Roma-Mensch ist unnormal.

WAS MEINE ZUKUNFT BETRIFFT, KANN ICH NICHTS SAGEN. Es kommt, wie es kommt. Ich lebe von Tag zu Tag und mache keine Pläne. Ich weiß, dass ich nicht immer auf der Straße leben will. ■

In jeder Stadt leben unterschiedliche Menschen aus verschiedenen kulturellen, ethnischen und sozialen Hintergründen, wie beispielsweise sexueller Identitäten, Alter, Religionen, Behinderungen und vieles mehr, zusammen. Aufgrund dessen entstehen neue urbane Lebensweisen und vielfältige Stadtbilder. Diese Heterogenität wird durch unterschiedliche Lebensstile und zur Verfügung stehende Ressourcen der Menschen innerhalb der Stadt geprägt. Hinzukommen immer mehr Möglichkeiten politischer Teilhabe, unterschiedliche Handlungsoptionen der Menschen, die Pluralisierung von Lebensformen und eine individuelle Selbstentfaltung, die die Vielfalt einer Stadt prägen. Dabei bietet der städtische Raum Schutz vor äußerlichen Bedrohungen und dient gleichzeitig als Begegnungsort für marginalisierte Bevölkerungsgruppen.¹ Darüber hinaus ist die Entwicklung sozialer Spaltungen innerhalb der Stadt, wie beispielsweise durch Gentrifizierung von Stadtteilen, die Polarisierung von Wohnquartieren oder der Anstieg von Armut wie Alters-, Einkommens- und Studentenarmut, ein Teil von sozialer Ungleichheit. Im aktuellen Armutsbericht des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes heißt es, dass die Schere zwischen Arm und Reich in den Städten Deutschlands immer weiter auseinandergeht. Trotz Erwerbstätigkeit ist ein Drittel der Erwachsenen von Armut betroffen.²

Ist die Stadt für alle da?

JOSEFINE PAUL

Durch den wachsenden materiellen Wohlstand und die ausgebauten Infrastrukturen im städtischen Raum wird die Stadt zu einem Markenprodukt etabliert. Dabei gehen die städtischen Gesellschaften, die Stadtentwicklung und neue Investor*innen nicht auf die Anliegen von Bewohner*innen ein, sondern versuchen, Stadt als Produkt zu vermarkten. Durch die Aufwertung von beliebten Stadtteilen, aber auch durch den Zerfall unattraktiver Wohnquartiere, finden soziale Verdrängung und Ausgrenzung verschiedener Lebensstile und Bevölkerungsgruppen statt. Stadtviertel, die nicht dem Leitbild der konsumorientierten Stadt entsprechen, sind von dem Aufwertungsprozess ausgeschlossen. Oft werden benachteiligte Menschen an den Rand der Stadt gedrängt. Diesen Prozess nennt man soziale Segregation, die eine ungleiche räumliche Verteilung von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen im Stadtraum widerspiegelt.³

Aber was bedeutet Obdachlosigkeit und was sind die Gründe von Menschen für diese Lebenssituation? Zunächst müssen die Begriffe Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit voneinander unterschieden werden. Wohnungslose besitzen keinen eigenen, mietvertraglich abgesicherten Wohnraum und schlafen meist bei Freund*innen oder in einem Übergangwohnheim. Wohnungslose Menschen können beispielsweise Frauen und Kinder sein, welche aus Gründen häuslicher Gewalt ihre Wohnung verlassen mussten und in Frauenhäusern leben. Diese Schutzeinrichtungen bieten Unterstützung und begleiten betroffene Personen in ein gewaltfreies und selbstbestimmtes Leben. Geflüchtete zum Beispiel leben,

bis der Aufenthaltstatus geklärt ist, meist in Asylsuchendenheimen beziehungsweise in sogenannten Gewährleistungswohnungen, die das Sozialamt angemietet hat. Auch sie zählen zur Gruppe der Wohnungslosen. Weiterhin können Menschen, die aus einer Psychiatrie entlassen werden und keinen Wohnraum finden, in die Wohnungslosigkeit fallen.⁴ Obdachlose hingegen sind lediglich ordnungsrechtlich unterzubringen. Auf der Straße lebende Menschen, auch Straßenobdachlose genannt, verfügen über keine feste Unterkunft und schlafen in Notunterkünften. Obdachlosigkeit beschreibt im Grunde die Situation einer Person, die kein Dach über den Kopf hat und auf der Straße lebt.⁵ Straßenobdachlosigkeit hat vielfältige Gründe und ist oft auf einen Prozess von Verarmung und Ausgrenzung zurückzuführen. Insbesondere ist sie eine Folge andauernder Arbeitslosigkeit, eines gebrochenen Lebenslaufes, Überschuldung, Trennungen von Partner*innen oder Verwandten, fehlenden Zugangs zu Sozialleistungen oder psychischen Erkrankungen. Hinzukommen gesellschaftliche Faktoren wie Wohnungsmangel, hohe Mieten und sozialpolitische Fehlentscheidungen. Es kann heutzutage Menschen aus allen Klassenschichten treffen und nicht nur Randgruppen aus dem unteren Milieu.⁶

Mittels ökonomischen Strukturwandels und neuer transformierter Arbeitsmärkte, aber auch durch Privatisierungen, steigenden Tourismus und Bettelverbote ist die Zahl von wohnungs- und obdachlosen Menschen in den Städten gestiegen. Gentrifizierungsprozesse werten Stadtviertel auf und verdrängen bisherige Bewohner*innen und soziale Randgruppen in die Peripherie. Der öffentliche städtische Lebensraum ist eine knappe Ressource geworden. Mittels Machtausübungen von Seiten der Stadtgesellschaft und Stadtplaner*innen entsteht eine Kontrolle über urbane Lebensräume.⁷

Gerade Obdachlose verfügen aufgrund ihrer Situation über keinen privaten Rückzugsort und sind mehr als andere auf den öffentlichen Raum angewiesen. Was kann gegen diese städtischen Entwicklungen und Verknappungen von öffentlichen Lebensräumen getan werden? Ist die Stadt nicht für alle Menschen da?

-
- 1 Vgl. Boeing, Niels (2011): Urbane Zukünfte. In: Wohnbund-Informationen. Ausgabe 2011, 2/3. Online im Internet: https://digital.zlb.de/viewer/rest/image/15321058_2011_2-3/2011_2_3.pdf/full/max/o/2011_2_3.pdf [Stand: 19.02.2019]
 - 2 Vgl. Aust, Andreas et al. (2018): Armutsberichts des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Online im Internet: https://www.der-paritaetische.de/fileadmin/user_upload/Schwerpunkte/Armutsbericht/doc/2018_armutsbericht.pdf [Stand: 19.02.2019]
 - 3 Vgl. Keller, Carsten (1999): Armut in der Stadt – Zur Segregation benachteiligter Gruppen in Deutschland. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH, S.16 f.
 - 4 Vgl. BAWO-Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe: Begriffsdefinitionen von Obdachlosigkeit, Wohnungslosigkeit und prekärer Wohnversorgung. Online im Internet: <http://www.bawo.at/de/content/wohnungslosigkeit/definitionen.html> [Stand: 16.03.2019]
 - 5 Vgl. Paegelow, Claus (2012): Handbuch Wohnungsnot und Obdachlosigkeit: Einführung zur Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe. Bremen: Paegelow, S. 26 & 34
 - 6 Vgl. Ebd. S. 8f.
 - 7 Vgl. Paegelow, Claus (2012): Handbuch Wohnungsnot und Obdachlosigkeit: Einführung zur Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe. Bremen: Paegelow, S. 8 ff.



MIT ZWANZIG JAHREN HABE ICH MEIN ERSTES KIND BEKOMMEN UND HATTE KEINE WOHNUNG, WAR ALSO SCHON OBDACHLOS MIT DEM ERSTEN KIND. Sechs Jahre lang war ich in Obdachlosenheimen. Arbeit fand ich nicht, weil ich ja ein kleines Kind hatte. Ich konnte auch nirgendwo das Geld zusammenkratzen oder sparen, um mir eine Wohnung zu nehmen. Als mein Kind sechs wurde, konnte ich anfangen, mein Leben zu leben, weil mein Kind ab dann in die Schule ging. Später habe ich meinen Freund kennengelernt, mit dem ich die anderen vier Kinder bekommen habe und mit dem ich bis heute lebe und verheiratet bin. Er selbst hatte keine Arbeit damals, sondern hat in Tschechien vom Sozialamt gelebt. Er war schon längere Zeit hier in Deutschland und obdachlos. Sein Geld hat er mit Betteln verdient, damit wir ein bisschen Geld sparen konnten, um uns eine Wohnung zu mieten. Heute sind meine Kinder zwanzig, siebzehn, sechzehn, zwölf und neun Jahre alt.

WIR HABEN EINE WOHNUNG IN TSCHECHIEN, DIE 12.000 KRONEN (CA. 480 EURO) IM MONAT KOSTET. Zur Zeit bekomme ich 2.500 Kronen (ca. 100 Euro) Kindergeld und vom Sozialamt bekommen wir 3.300 Kronen (ca. 132 Euro). Davon können wir noch nicht einmal die Miete bezahlen.

ALS MEINE KINDER GRÖßER WURDEN UND IMMER MEHR BRAUCHTEN, WAR MEIN MANN GEZWUNGEN, MEHR GELD AUF DER STRASSE ZU VERDIENEN. Die Unterstützung vom Amt reichte nicht zum Leben. Damit meine Kinder die Möglichkeit haben, regelmäßig zur Schule zu gehen, aber auch um essen zu können, müssen sie in Kauf nehmen, ihren Vater manchmal wochenlang nicht zu sehen. Er bettelt in Dresden, auch im Winter bei minus zwölf Grad. Ich bin sehr froh und dankbar, dass er in der Woche wenigstens sechzig Euro auf der Straße verdient und dann mit nach Hause bringt.

BLANKA
41 Jahre, aus Tschechien



Es interessiert die Leute nicht, dass Menschen auf der Straße leben. Schon seit fünfzehn Jahren leben wir so und verdienen unser Geld zum Leben durch das Betteln. Wir würden gerne mit dem Betteln aufhören.



MIR IST ES SEHR WICHTIG, DASS MEINE KINDER DIE SCHULE BESUCHEN UND ALLE MATERIALIEN DAFÜR HABEN. Die Unterstützung vom tschechischen Sozialamt ist aber zu wenig. Immer wenn wir im Sozialamt sind, weil die Kinder Materialien für die Schule brauchen, wird die Tür vor unserer Nase zugemacht und wir werden weggeschickt. Auch mein Mann war sehr oft beim Sozialamt und hat nach Arbeit gefragt, er wurde immer wieder weggeschickt. Es interessiert die Leute nicht, dass Menschen auf der Straße leben. Schon seit fünfzehn Jahren leben wir so und verdienen unser Geld zum Leben durch das Betteln. Wir würden gerne mit dem Betteln aufhören. Aber es gibt in Tschechien keine Organisation, die uns unterstützt. Wir müssen betteln, weil wir keine Unterstützung bekommen.

DAS GRÖSSTE PROBLEM SIND DIE FEHLENDEN SCHULMATERIALIEN, WEIL DIE KINDER IMMER MEHR UND MEHR IN DER SCHULE BRAUCHEN. Es ist möglich, einmal im Jahr Geld zu beantragen für Schulmaterialien. Das hatte ich nie gemacht. Aber irgendwann war es so, dass es nicht mehr ohne ging und ich das Geld brauchte. Ich habe dann einen Antrag gestellt und innerhalb einer Woche gab es eine Ablehnung. Es gibt viele Antragsteller, die diese Unterstützung zwei- oder dreimal im Jahr bekommen. Ich habe sie noch nie erhalten. Einmal im Jahr kann man auch eine Unterstützung beantragen für Sachen wie Waschmaschine oder Kühlschrank, Betten usw. Das alles habe ich nie bekommen, das wurde alles immer sofort abgelehnt. Es gibt auch eine Einrichtung, wo man Kleidung bekommen kann. Man bekommt einen Zettel, auf den man schreiben kann, was man braucht. Den Zettel bekommen wir auch, aber danach kommen die nach Hause zu mir und fragen: »Wie viel Geld bekommst du denn? Welche Unterstützung kriegst du?« Und wenn ich es ihnen sage, dann heißt es: »Du brauchst die Unterstützung nicht, du kannst von diesem Geld noch die Hälfte sparen und diese Sachen davon kaufen.« Aber mit dieser Unterstützung vom Staat überlebst du nicht. Weil ich 3.300 Kronen vom Sozialamt bekomme, muss ich dafür sechzig Arbeitsstunden ableisten, zum Beispiel die Straße sauber machen. Und wenn ich das ablehne, wird von den 3.300 Kronen etwas abgezogen. Dabei sehe ich, dass fast nur Roma die Straße sauber machen. Meine Tochter wollte gerne studieren. Aber da ich keine Unterstützung bekomme, konnte sie es nicht. Und es gibt eigentlich ein Recht darauf, dafür Unterstützung zu bekommen.

MEINE ELTERN SIND TOT. Meine Mutter starb, als ich vierzehn Jahre alt war. Ich bin in die Schule gegangen und wollte Krankenschwester lernen. Ich habe die Schule gut bestanden. Meine Mutter hat noch erlebt, dass ich alle Prüfungen geschafft habe. Danach ist sie gestorben. Ich habe noch einen Zwilling Bruder. Nachdem unsere Mutter gestorben war, verstärkte sich die Alkoholkrankheit unseres Vaters. Wir wurden ihm weggenommen und kamen ins Heim. Dort waren wir drei Monate. Unser Vater hat sich dann eine Arbeit gesucht und bei einem Arzt geputzt. Weil er eine Arbeit gefunden hatte, konnte er uns Kinder wieder aus dem Heim holen. Ich konnte dann nach Hause und habe ebenfalls bei diesem Arzt geputzt. Aber mein Bruder ist im Heim geblieben. Meine Kindheit war nicht schön, mein Vater war Alkoholiker und hat meine Mutter geschlagen. Wir haben sehr oft mit unserer Mutter im Keller geschlafen. Sie ist dann später gestorben.

MIT ACHTZEHN JAHREN HABE ICH DURCH EINE AGENTUR EINEN JOB IN HOLLAND GEFUNDEN. Mandarinen sammeln und so etwas, damit habe ich mein Geld verdient. Dort habe ich meinen ersten Freund kennengelernt und mit ihm bekam ich ein Kind, das ist das zwanzigjährige Mädchen. Die Beziehung hat aber nicht geklappt. Wir waren zwei Jahre zusammen und dann bin ich wieder zurück nach Tschechien und war dann wieder obdachlos. Danach habe ich meinen jetzigen Ehemann kennengelernt. Mit ihm habe ich die vier weiteren Kinder bekommen. Wir sind jetzt 25 Jahre zusammen. Ja, mein Ehemann war für mich damals alles. Wie ein Vater, wie eine Mutter. Mein erstes Kind mit meinem vorherigen Freund hat er angenommen wie das eigene und großgezogen. Weil ich ihn schon vorher kannte, hat er gewusst, in welcher Situation ich war, also wie ich als Kind leben musste. Dadurch war es sehr intensiv und wir leben bis heute zusammen und sind eng verbunden.

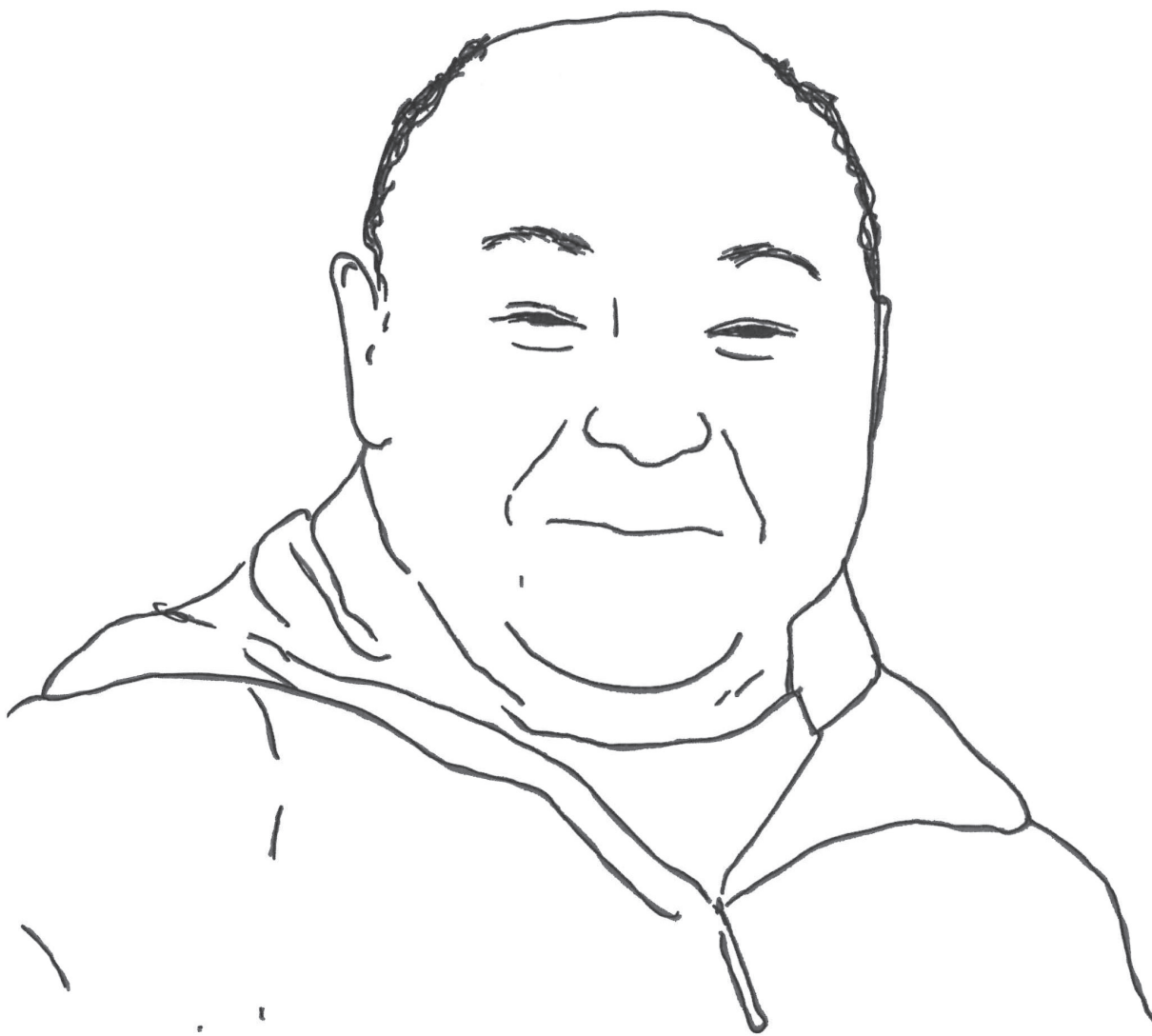
MEINE KINDER UND MEIN MANN, DAS IST DIE WAHRE FAMILIE. Das schlimmste, was mir in meinem Leben passiert ist, ist dass ich mit vierzehn meine Mutter verloren habe. Mir fehlte diese Unterstützung, wenn man sich das erste mal verliebt und so weiter. In dieser Zeit konnte ich mich auf niemanden verlassen. Bei allen anderen habe ich gesehen, die haben Mama und Papa, ich aber nicht, als Mama dann gestorben war.

VIELE MENSCHEN WISSEN DINGE NICHT ZU SCHÄTZEN. Sie werfen zum Beispiel Essen weg. Ich weiß es aber, weil ich weiß, was es heißt, zu haben oder nicht zu haben. Die Menschen auf dieser Welt sind oft sehr böse und zeigen keine Liebe. Vielleicht weil sie nicht so etwas erlebt haben wie ich. Sie kennen es nicht, nichts zu haben. Bei mir ist es so: »Was gebe ich meinen Kindern heute zu essen?« Dieser Gedanke strukturiert meinen Tag.

MEIN EHEMANN IST SCHON FÜNFZEHN JAHRE HIER IN DRESDEN. Er macht hier Pantomime und Engelsfiguren auf der Straße und ich bettle. Die Menschen in Dresden sind herzlicher als in Tschechien. Hier in der Treberhilfe bekomme ich auch Unterstützung wie Essen und Kleidung und vieles mehr. Es ist egal, ob du schmutzig kommst, du wirst angenommen. Das alles, was ich hier an Unterstützung bekomme, das bekomme ich in Tschechien nicht. Dort ist es egal, wie ich angezogen bin, da wird die Tür zugemacht und gut. Dort gibt es diese Unterstützung nicht, dass man zum Beispiel baden oder Wäsche waschen kann und das kostenlos ist.

DER BEGRIFF ZUHAUSE BEDEUTET FÜR MICH, ETWAS ZU HABEN UND ZU HALTEN. Es ist sehr wichtig, dass die Kinder nicht auf der Straße sind. Leider ist es sehr schwer, unsere Wohnung zu bezahlen. Die Wahrheit ist, wir sind sehr froh, jetzt diese Wohnung zu halten. Die Wohnung ist nicht eingerichtet, wir schlafen auf Matratzen, haben keinen Fernseher, sie ist ganz einfach. Hauptsache wir haben eine Wohnung und ein Dach über dem Kopf.

FÜR MICH IST ES SEHR WICHTIG, DASS DIE MIETE IMMER PÜNKTlich BEZAHLT IST. Egal ob wir nur Butterbrot essen, wirklich wichtig ist, dass die Kinder in die Schule gehen, aber die Hauptsache ist, dass die Miete bezahlt ist. Wir sind sehr froh und dankbar, dass wir jetzt diese Wohnung haben. Wichtig ist für mich, dass die Kinder ein ruhiges Leben leben können und viel Liebe bekommen, so wie ich von meinem Ehemann, das ist für mich sehr wichtig. ■



ICH HABE ZWEI SCHWESTERN UND DREI BRÜDER. Mein Vater ist schon gestorben, meine Mutter ist krank und braucht Hilfe. Aber nichts passiert. Vor etwa zwanzig Jahren habe ich ein kleines Haus gekauft, nicht groß, aber es geht. Dort habe ich gewohnt – in Serbien.

MEIN VATER HAT GANZ NORMAL IN EINER FIRMA FÜR SCHIFFE GEARBEITET, 23 JAHRE LANG, MEINE MUTTER HAT NICHT GEARBEITET, SIE HATTE JA SO VIELE KINDER. Ich war sieben Jahre in der Schule. Eine Ausbildung habe ich nicht gemacht. Ich habe als Hausmeister für eine Firma gearbeitet, da braucht man kein Diplom oder sowas, da kann man einfach normal arbeiten. Das war super. Aber meine Akte ist zu und ich darf im Moment nicht arbeiten. Ich habe einen Asylantrag gestellt. Ich muss lange warten, bis ich weiß, ob ich hier bleiben kann und arbeiten darf. Für nichts. Ich brauche jetzt Arbeit, um für mein Kind sorgen zu können.

2013 BIN ICH NACH DEUTSCHLAND GEKOMMEN. Meine Ex-Frau wurde schwanger und als sie im vierten Monat schwanger war, wurde ich abgeschoben. Ich habe damals zu ihr Kontakt aufgenommen, auch zum Sozialamt, zum Jugendamt. Ich habe dann drei Jahre in Serbien gelebt und bin wieder gekommen. Ich hatte damals die ganze Zeit Kontakt mit den Behörden in Deutschland, wegen des Kindes. Ich habe alles gemacht, was die brauchten, Vaterschaft, Dokumente etc. Das Kind ist schließlich mein Leben, mein Herz, mein Blut. Ich möchte mein Kind sehen und nichts versäumen, was ich tun könnte. Das Kind wurde meiner Ex-Frau, als es drei Monate alt war, abgenommen. Irgendwann klingelte es bei mir in Serbien und mich rief das Jugendamt an und erzählte mir davon. Mein Herz hat sich angefühlt, als wenn es explodieren würde. Dann habe ich so viel geweint, mein Herz ist damals kaputt gegangen. Ich wollte sofort kommen, aber es ging nicht. Das Jugendamt hat die Verantwortung für das Kind übernommen und es wurde eine Pflegefamilie für mein Kind gefunden. Als ich 2016 nach Deutschland gekommen bin, wollte ich mein Kind sehen, denn es ist mein Leben. Ich brauche mein Kind und ich will mit ihm leben. Ich habe kein Geld, ich muss einen richtigen Job finden, denn erst dann kann ich nach dem Gesetz mein Kind zurückbekommen. Ich weiß nicht, was ich noch machen kann.

ALEXANDR

36 Jahre, aus Serbien

JETZT BESUCHE ICH JEDEN MONAT MEIN KIND, ICH WÜRDTE GERNE ÖFTERS, ABER DAS GESETZ ERLAUBT DAS MOMENTAN NICHT. Ich habe das Kind nicht gesehen, als es geboren wurde und ich konnte es damals nicht in den Arm nehmen. Jetzt kann ich es. Wir haben immer nur ein bis zwei Stunden, aber es geht. Ich hoffe, wir kommen bald zusammen. Ich will arbeiten, aber es ist sehr schwer hier mit den Gesetzen. Ich verstehe nicht, warum ich nicht arbeiten darf. Ich will für das Kind sorgen können, das kommt vom Herz, das ist normal. Dann könnte ich alles besser machen für mein Kind.

MEINE HÄNDE SIND GEBUNDEN, ICH MUSS RUHIG BLEIBEN, DARF KEINE PROBLEME MACHEN. Zwei Jahre und drei Monate habe ich auf eine Wohnung gewartet. In der Zeit habe ich auf der Straße gelebt. Es ist gut auf der Straße, ich konnte von anderen Menschen lernen, was passiert, was man machen muss, wie hier die Gesetzte sind. Schlafen auf der Straße ist kein Problem, es ist viel besser, wenigstens kein Stress. In den Unterkünften für Geflüchtete ist immer nur Stress. Du wirst kontrolliert, musst deinen Ausweis abgeben, du weißt nie, wann die Polizei kommt und wann du abgeschoben wirst. Auf der Straße gibt es keine Kontrolle, da hast du deine Ruhe. Manchmal habe ich in Nachtcafés geschlafen. Duschen und essen konnte ich in der Treberhilfe und an anderen Orten, das ging. Ich bin jetzt in einer Wohnung, aber nicht alleine. Wir sind vier Personen, es ist nicht meine Wohnung. Es ist okay, manchmal geht's, manchmal nicht. Niemand spricht meine Sprache. Immer alles neu, wirklich.

ICH HABE MICH 2013 ENTSCHIEDEN NACH DEUTSCHLAND ZU KOMMEN, AUF DER SUCHE NACH EINEM BESSEREN LEBEN. Die ganze Welt sucht nach einem besseren Leben. Bis 2000 gab es in Serbien noch viele Folgeprobleme des Krieges. Ich hatte mit dem Krieg nichts zu tun. Ich wollte nicht in die Armee, nur ein ruhiges Leben. Ich bin hier hergekommen, um einen Job zu finden. Ich verkaufe manchmal Dinge auf dem Flohmarkt, auf der Straße kann man viele schöne Sachen finden. Das ist nichts Schlimmes, das ist gut. Dann kann ich meinem Kind mal ein bisschen Kleidung kaufen. Ich will mehr möglich machen, ich würde gern mit ihm zu einem Markt gehen und Kleidung kaufen, ich würde gerne mit ihm spazieren gehen.



Manchmal habe
ich keine Kraft.
Das ist normal, ich
bin ein Mensch,
ich habe ein Herz.



ICH DENKE DEN GANZEN TAG NACH, WIE ES BESSER WERDEN KÖNNTE. Wie kann ich mein Kind bekommen, wie einen normalen Job finden, ein Haus? Noch besser wäre es, eine Frau zu finden, für's ganze Leben. Aber das ist auch sehr schwer. Keine Ahnung, was kommt. Ich kann nicht mehr alleine sein. Mein halbes Herz ist kaputt, es ist nicht komplett. Mein Kind ist bei einer anderen Familie. Ich wurde abgeschoben und hatte über 1000 Kilometer Distanz zu meinem Kind. Jetzt lebe ich nur ein paar Kilometer entfernt und es ist immer noch eine Distanz. Das ist Stress, auch für den Kopf. Ich kann nicht normal mit ihm reden, mit ihm alleine sein, mit ihm spielen, ihm Klamotten kaufen. Ich würde auch gerne für mein Kind kochen, aber das geht nicht.

ICH HABE KEINE ÄNGST VOR DEM LEBEN, ABER ICH HABE ÄNGST UM MEIN KIND. Wenn ich eine Arbeit finde, dann kann ich alles machen, dann kann ich eine eigene Wohnung haben.

MEIN ZUHAUSE IST MEIN KIND, WENN MEIN KIND BEI MIR IST, DANN HABE ICH AUCH EIN ZUHAUSE. Das ist, was ich will, aber das ist sehr schwer. Ich muss noch lange warten, fünf bis zehn Jahre. Ich kann nichts machen, ich weine oft, weil es so schwer ist. Manchmal habe ich keine Kraft. Das ist normal, ich bin ein Mensch, ich habe ein Herz. Ich habe viele Freunde hier, viele Menschen, denen ich vertraue. Ohne diese Kontakte würde gar nichts funktionieren. Dadurch bekomme ich viele Chancen. Ich will diese eine Chance. Ich brauche mein Kind, ich will arbeiten, dann ist mein Herz komplett und auch mein Leben. Dieser Tag wird sehr wunderbar für mich sein, sehr schön! ■

SANTINO SPINELLI

Rrom

Rrom, Rrom, Rrom ...
Was ist ein Rrom?
Rrom ist Straße ...
Rrom ist Welt ...
Rrom ist Sonne ...
Rrom ist Wind ...
Rrom ist Gras ...
Rrom ist Herz ...
Rrom ist Lächeln ...
Rrom ist Schönheit ...
Rrom ist Güte ...
Rrom ist Süße ...
Rrom ist Trauer ...
Rrom ist Liebe ...
Rrom ist Reinheit ...
Rrom ist Überschwang ...
Rrom ist brüderliche Liebe ...
Rrom ist Schlauheit ...
Rrom ist ... Mensch!

Nachdichtung von Wilfried Ihrig

Straßenleben – Wohnungslosigkeit

JUSTUS SCHUBERT

**»NIEMAND MUSS IN DEUTSCHLAND IN ARMUT
ODER AUF DER STRASSE LEBEN.«**

**»WER SICH ANSTRENGT UND ARBEITET,
WIRD BELOHNT UND STEIGT AUF.«**

Solche oder ähnliche Aussprüche sind häufig zu hören, wenn über Menschen gesprochen wird, die in Armut leben oder von Armut bedroht sind. Der Glaube an die verheißungsvollen Versprechen der Leistungsgesellschaft und der Chancengleichheit scheinen ungebrochen. Unsere gesellschaftliche Realität ist jedoch eine andere – der soziale Status des Einzelnen ist abhängig von dem der Herkunftsfamilie. Hinsichtlich der ausgeprägten ökonomischen Ungleichheiten kann von einem gleichen Zugang zu Lebenschancen nicht die Rede sein.

Trotz sozialpolitischer Maßnahmen existieren soziale Missstände. Sozialpolitik kompensiert gewissermaßen gegensätzliche Interessen von Kapital und Arbeit. Dazu gehört eine Politik, die verschiedene wirtschafts-, arbeitsmarkt-, konjunktur- und steuerpolitische Maßnahmen plant und umsetzt. Unsoziale Folgen des Marktgeschehens sollen vermieden werden. Es werden aktivierende Maßnahmen eingesetzt, die beispielsweise Menschen dazu drängen, vom Staat als zumutbar erklärte Arbeit – im Zweifel ohne Rücksicht auf Qualifikation und Arbeitserfahrung – anzunehmen. Genauso werden Menschen systematisch von Leistungen der Grundsicherung teilweise oder vollständig ausgeschlossen – sei es als Strafmaßnahme, aufgrund der nachrangigen Zuständigkeit oder eines grundsätzlich fehlenden Rechtsanspruchs.

Die Integration in die Gesellschaft im Sinne der Verwirklichung von sozialen, kulturellen und ökonomischen Teilhabemöglichkeiten wird zugunsten der Aktivierungslogik aufgegeben. Für das Scheitern und den Erfolg ist der Mensch in dieser Logik selbst verantwortlich. Deutlich wird, dass Menschen in nützlich und unnützlich eingeteilt werden. Sichtbar wird diese Unterscheidung beispielsweise in der verbreiteten Rede von Wirtschafts- und Armutsflüchtlingen. Diese abwertende Bezeichnung unterschlägt die Notwendigkeit einer Flucht oder Migration und verneint die Hintergründe.

Armut bedeutet nicht nur, mit wenig Geld auskommen zu müssen. Armut bedeutet auch, kulturell und sozial ausgeschlossen zu sein, weniger Zugänge und eine Gefährdung der körperlichen und seelischen Gesundheit. Existenz- und Grundbedürfnisse können nur unter großem Aufwand oder nur zum Teil erfüllt werden. Folgen sind Ausgrenzung, verbaler und körperlicher Aggression ausgeliefert zu sein – bis hin zum Mord.

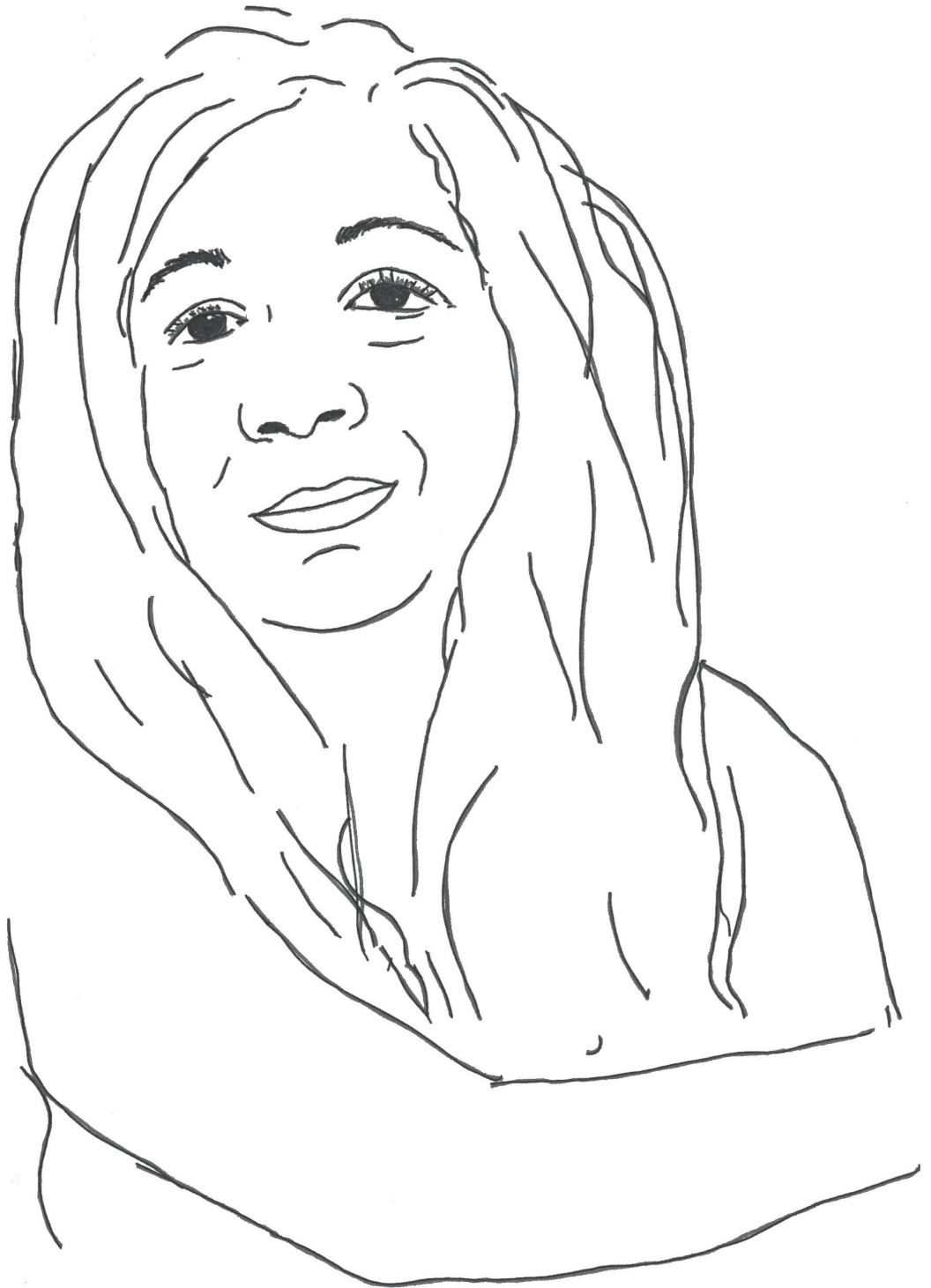
Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit sind durch die Abwesenheit von privaten, mietvertraglich abgesicherten und geschützten Wohnraum gekennzeichnet. Obdachlosigkeit beschreibt darüber hinaus die Situation, ohne eigenen Wohnraum auch anderweitig keine Unterkunft zu finden und im öffentlichen Raum übernachten zu müssen. Damit einher geht eine existenzielle Notlage ohne gesicherte Verpflegung und Kleidung, ungenügende medizinische Versorgung sowie Alltagsorganisation ohne Privatsphäre, zunehmende Verdrängung aus den Innenstadtbereichen und Repressionen durch Ordnungs- und Polizeibehörden.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. hat 2017 die Zahlen der wohnungslosen Menschen in Deutschland vorgelegt: ungefähr 860.000 Menschen waren demnach im Jahr 2016 ohne eigenen Wohnraum. Der Vergleich mit den Zahlen aus 2014 zeigt einen Anstieg um ca. 150 Prozent. Annähernd die Hälfte der Wohnungslosen waren anerkannte Flüchtlinge. Von Obdachlosigkeit waren etwa 52.000 Menschen betroffen – auch hier ist seit 2014 ein Anstieg von einem Drittel zu beobachten. Etwa 50.000 Menschen waren EU-Bürger*innen. Dieser Gruppe können in manchen Großstädten bis zu 50 Prozent der obdachlosen Menschen zugerechnet werden. Bis zum Jahr 2018 wird ein weiterer Anstieg der Wohnungslosigkeit auf bis zu 1,2 Millionen Menschen prognostiziert.

Die Binnenmigration in der Europäischen Union ist ein relevanter Faktor hinsichtlich der Straßenobdachlosigkeit. EU-Bürger*innen, die erwerbstätig sind und deren Familienmitglieder, haben Anspruch auf Sozialleistungen. Wer allerdings nur zum Zweck der Arbeitssuche in Deutschland ist, wird von Sozialleistungen ausgeschlossen. Menschen, die aufgrund von Armut und Elend in ihren Herkunftsländern nach Deutschland kommen, tun dies wegen Diffamierungen, körperlicher Angriffe und Diskriminierung. Sie finden nirgends einen Ort, an dem sie sicher und ohne existenzielle Not ihr Leben gestalten können. Besonders prekär ist die Situation von Rom*nja aus Mittel- und Südosteuropa. Sie werden in ihren Herkunftsländern häufig Opfer von Zwangsräumungen und Vertreibung. Das rassistische Klima befördert teilweise pogromartige Gewalt. Das ist neben der ökonomischen Situation der Anlass in Deutschland nach einem Überleben zu suchen. Aufgrund der fehlenden existenziellen Grundversorgung und des gesellschaftlichen Ausschlusses im Herkunftsland sowie der

mangelnden Chancen der Lebensgestaltung migrieren Menschen in andere Länder, in denen die Möglichkeiten einer Erwerbstätigkeit wahrscheinlicher sind. Wenn die Arbeitssuche im Ankunftsland erfolglos verläuft und Grundsicherungsleistungen nicht in Anspruch genommen werden dürfen, ist der Gelderwerb auf der Straße oft die einzige Möglichkeit, das Überleben zu sichern. Diese Situation gepaart mit Obdachlosigkeit kann als Endpunkt eines Prozesses des Ausschlusses von gesellschaftlicher Teilhabe bezeichnet werden.

Um den Alltag auf der Straße zu organisieren und diese herausfordernde Lebenssituation zu bewältigen, existieren Unterstützungsnetzwerke, Gruppen und Freundschaften zwischen Menschen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden. Der gegenseitige Schutz vor Übergriffen, Informationsweitergabe und gegenseitige direkte Hilfe können in dieser ansonsten ungewissen und schwierigen Lage für ein Minimum an Sicherheit sorgen. Ein gemeinsames Schicksal schafft von sich aus noch kein Vertrauen. Stabile und tragfähige Beziehungen in dieser Lebenssituation zu gestalten, ist herausfordernd. Doch trotzdem – oder gerade deshalb – unterstützen sich die Betroffenen und schließen sich zusammen. Wenn die Gesellschaft Lebensrisiken nicht sozialpolitisch kompensiert, bleiben nur noch diese persönlichen Beziehungen. Sie können in akuten Problemlagen Hilfe und Unterstützung leisten, gesellschaftliche Teilhabe können sie aber kaum bieten. Der Ausschluss vom gesellschaftlichen Wohlstand wird so weder im Herkunfts- noch im Zielland überwunden. Dies zu ändern, ist eine politische Aufgabe. Ausschlusskategorien wie die Rede von der Armutsmigration müssen im politischen Diskurs als das markiert werden, was sie sind: populistische Konstruktionen, die basale Rechte von Menschen aberkennen. Armut und existenzbedrohende Lebensbedingungen sind nachvollziehbare und berechtigte Gründe, an Orten Schutz und eine bessere Lebenssituation zu suchen.



MEINE KINDHEIT WAR SEHR SCHÖN, UNS HAT NICHTS GEFEHLT. Meine Eltern haben sich immer um uns gekümmert. Wir sind regelmäßig zur Schule gegangen und waren immer ordentlich angezogen. Meine Eltern hatten Arbeit. Also ich hatte eine sehr schöne Kindheit.

NACH DER SCHULE WOLLTE ICH FLORISTIN LERNEN, MIT BLUMEN ARBEITEN FÜR HOCHZEITEN ODER BEERDIGUNGEN. Aber ich war erst fünfzehn Jahre und hätte für die Ausbildung in einem Internat leben müssen. Das Internat war 50 km entfernt. Meine Eltern erlaubten es nicht. Weil ich ein Mädchen war, hatten sie Angst um mich, dass da irgendwas passiert: fünfzehn Jahre alt, Pubertät, Jungs. Ich wollte Floristin lernen. Ich wollte das. Das war mein Traum. Aber meine Eltern erlaubten mir nicht, länger als neun Jahre zur Schule zu gehen.

NACH DEM ENDE MEINER SCHULZEIT WAR ICH NOCH ZWEI JAHRE ZU HAUSE. Ich arbeitete etwa ein Jahr bei meiner Mutter. Sie hatte andere Frauen unter sich, die die Straßen sauber gemacht und Blumen gepflanzt haben. So ähnlich wie hier das Grünflächenamt. Dann habe ich ein paar Monate vom Staat Geld bekommen, aber das war nicht meine Wahl. Das wenige Geld, das wir damals verdient habe, das war auch nichts für mich. Ich habe immer gedacht, dass ich mehr kann. Und weil ich mehr kann, warum sollte ich das nicht ausnutzen und so habe ich das dann auch gemacht.

ICH HABE DAMALS IN DEN 1990ER JAHREN AUCH GESEHEN, DASS ES IN DER SLOWAKEI KEINE ZUKUNFT FÜR MICH GIBT. Wir waren ja Roma und die Diskriminierung gab es schon in meiner Kindheit. Es wurde immer gesagt: »Ach, die Zigeuner, die dreckigen« und so. Das hatte schon in der Schule angefangen. Das betrifft die Kleidung, die Frühstückspause, also was du auf der Schnitte hast zum Beispiel. Die Lehrer waren auch nicht so begeistert von uns Roma-Kindern. Es sind immer die Worte gefallen: »Ach naja, diese Zigeuner, es wird nie besser.« Es ist egal, wohin man geht, ob ins Sozialamt oder woanders, wir werden immer als Zigeuner beschimpft. Heute ist es sogar so in der Slowakei, dass in Jobangeboten steht: bitte keine Roma melden. Also da haben Roma keine Chance und deswegen sind viele in andere Länder gereist – wegen der Arbeit.

RENATA HORVATHOVA

42 Jahre, aus der Slowakei

TROTZ ALLER VORURTEILE HATTE ICH IMMER GUTE NOTEN. Ich habe immer gut gelernt und ich bin regelmäßig in die Schule gegangen. Da haben sich meine Eltern auch sehr gekümmert. Meine Eltern hatten Berufe, also beide haben gearbeitet. Aber meine Zukunft habe ich nicht in der Slowakei gesehen. Nach der Schule, ohne Ausbildung, dann Sozialamt und vom Sozialgeld leben, das war nicht mein Traum. Ich dachte mir, sofort weg hier. Dann bin ich quasi abgehauen aus der Slowakei, also nicht abgehauen. Meine Eltern haben es gewusst, wollten das aber nicht, trotzdem musste ich weg. Mit siebzehn ist man zwar noch ein Kind, aber ich war schon viel, viel weiter als alle anderen Mädchen, die noch auf jedes Wort von Mama und Papa gehört haben. Ich habe das Gegenteil gemacht. Ich musste das so tun und heute weiß ich, dass ich keinen Fehler gemacht habe. Meine Kinder haben hier in Deutschland eine Zukunft und in der Slowakei, zu Hause, nicht. Sie sind hier geboren und groß geworden. Die Slowakei ist für meine Kinder nicht mehr, als Oma besuchen oder Urlaub. Aber es war nicht leicht für mich, als siebzehnjähriges Mädchen nach Deutschland zu kommen. Ich hatte da schon mein erstes Kind. Heute habe ich fünf Kinder.

ICH HABE ANGEFANGEN, IN DRESDEN MIT »KLEINIGKEITEN« ZU ARBEITEN. Am Anfang habe ich als Schrotthändlerin gearbeitet, dann im Kinderheim als Putzfrau oder in Spielhallen. Also ich kenne in Dresden fast jede Spielhalle. Dann habe ich viel in Hotels gearbeitet. Jetzt arbeite ich bei der Treberhilfe¹ und für Weiterdenken². Ich bin ein Mensch, ich helfe gern. Ich kann nicht übersehen, wenn es jemandem schlecht geht, also irgendwas muss ich dann machen. Mich lässt das einfach nicht in Ruhe und wenn ich helfen kann, dann gern. Und das mache ich ja auch bis jetzt. Auch privat. Die Arbeitstage bei der Treberhilfe sind unterschiedlich. Da geht es ja um Menschen und wie die drauf sind. Diesen Menschen geht es ja natürlich nicht wunderbar, die leben ja auf der Straße. Ich versuche, das Spiel umzudrehen: also mal wieder runterkommen, freundlich sein und morgen wird es vielleicht besser. Ich helfe zum Beispiel, wenn jemand zu mir sagt: »Ich brauche das und das morgen, kannst du das bitte für mich besorgen?« Ich mache auch die Wege mit den Leuten. Ich besorge Arbeit, wenn ich kann. Ich versuche einfach, die Leute von der Straße runterzubekommen – aber das ist nicht so leicht. Es ist nicht leicht, weil dieser Mensch auf der Straße lebt. Wenn wir dann zu den Behörden kommen, dann sieht man sofort, da wird von oben nach unten geguckt, so nach dem Motto: Wer ist denn das hier? Und so verlieren die Leute Lust und Laune, zu Behörden zu gehen, weil sie wie abgeschoben sind, sofort, schon mit einem Blick. Aber es ist mir auch schon gelungen,

1 Die Treberhilfe Dresden e.V. ist im Bereich der Sozial- und Jugendarbeit tätig und bietet (jungen) Menschen in besonderen Lebenslagen Beratung, Begleitung und Unterstützung an. Ganz praktisch teilt die Treberhilfe Suppe, Kleidung, Schlafsäcke und Hygieneartikel aus und bietet sich als Vermittler zur Straßensozialarbeit an.

2 Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen e. V.

einer Familie zu helfen. Sie sind bis heute in Dresden. Der Kontakt ist nicht mehr so eng. Aber wenn wir uns sehen, ja klar, dann springt sie mir um den Hals und küsst und drückt mich – auch der Mann ist ganz lieb.

DIE SPRACHE SPIELT EINE GROSSE ROLLE. Es gibt viele Roma, die slowakisch, tschechisch, ungarisch etc. sprechen, aber alle Sprachen kann ich nicht. Wenn ich die Sprache nicht kann, nehme ich mir immer jemanden mit, mit dem ich sehr gut sprechen kann, also slowakisch oder romanés. Diese Person kann dann für mich die ungarische Sprache übersetzen und so kommunizieren wir miteinander und helfen uns natürlich gegenseitig.

ICH HABE EINE SEHR ENGE BEZIEHUNG ZU DEN MENSCHEN, MIT DENEN ICH ARBEITE. Ich bekomme alles mit. Alles und das nicht nur mittwochs zum Kontaktcafé der Treberhilfe, sondern auch Donnerstag Nachmittag beim Kältebus der Treberhilfe. Wir setzen uns einfach hin und quatschen und die Menschen öffnen sich von alleine. Mit ihrer eigenen Sprache natürlich. Sie wissen, dass ich eine Romni bin und dass ich auch aus der Slowakei komme und dadurch öffnen sie sich. Ich habe mich immer gefragt, wie das vorher war, als ich noch nicht bei der Treberhilfe und Romano Sumnal³ gearbeitet habe. Da hat sich durch meine Anwesenheit ganz klar sehr viel geändert und die Menschen bekommen mehr Hilfe. Ich kann ganz gut organisieren: der braucht einen Schlafsack, der eine Decke, der braucht warme Kleidung, das oder das. Viele haben sich vorher nicht getraut zu reden, so wie mit mir. Einige waren der Meinung, sie bräuchten nicht fragen, weil sie sowieso nichts bekommen würden. Sie dachten: »Also ich bin Roma und der ist deutsch, der kriegt das eher als ich.« Und jetzt ist das ganz anders, ich mache keine Unterschiede. Mich fragen auch die deutschen Obdachlosen nach Hilfe und grüßen mich ganz freundlich. Ich mache da keinen Unterschied, das ist mir egal, weil sie sitzen ja alle im selben Boot. Und ich natürlich mit.

SOLIDARITÄT, JA, ALSO DAS IST EIN GROSSES WORT, DAS GIBT MIR FREUDE UND MUT, MIT OBDACHLOSEN MENSCHEN ZU ARBEITEN. Ich sehe, dass sie nichts haben und trotzdem anderen Menschen noch etwas abgeben. Das gibt es nicht überall. Der eine braucht zum Beispiel ein paar Socken. »Hier hast du, nimmst du«. Ich habe eine Decke, du hast keinen Schlafsack, ich gebe dir einen. Und dieses Gegenseitige, auch das Teilen von Essen und Trinken, also da isst nicht jeder für sich, sondern sie sitzen und essen alle zusammen und übersehen sich auch nicht. Es gibt auch Gruppen. Natürlich versucht man, sich auch mit Geld zu helfen, aber nicht jeder verdient so viel Geld wie der andere. Einer hat mehr

3 Romano Sumnal e. V. ist ein Verein, der die Interessen von Rom*nja in Sachsen vertritt.



Diesen Menschen
geht es ja natürlich nicht
wunderbar, die leben ja
auf der Straße.

Ich versuche, das Spiel
umzudrehen: also mal
wieder runterkommen,
freundlich sein
und morgen wird es
vielleicht besser.



Geld, der andere weniger und weil der weniger verdient hat, soll der hungern? So etwas gibt es unter den Obdachlosen nicht. Sie helfen sich mit Geld oder, wie gesagt, auch mit Essen und das ist sehr schön. Ich beobachte das Helfen weniger bei den Deutschen, also dass sie den Roma helfen. Aber die Roma übersehen die Deutschen nicht. Das ist Fakt. Ich erlebe Diskriminierung gegen die Roma, wie ich es in der Slowakei gegenüber Roma erlebt habe, aber das darf nicht so sein. Weil es egal ist, ob du dunkel bist oder ich hell – trotzdem hat man Hunger oder muss pinkeln, trotzdem ist mir kalt und ich brauche die Decke oder den Schlafsack. Doch diese Unterschiede werden nicht mehr wie früher gemacht, weil ich ja da bin. Ich habe gesagt: »Nein, warum soll ich dir das geben und ihm nicht?« Und wenn ich nur einen Schlafsack habe, dann sage ich: »Tut mir leid. Wenn zwei ihn wollen, kriegt ihn keiner. Dann nimm du lieber eine Decke und du eine Decke und es gibt für keinen einen Schlafsack.« Da gibt es kein »Du kriegst etwas und du kriegst nichts«.

ICH WÜRD SAGEN, DIE BEHÖRDEN SOLLTEN DEN LEUTEN EINE CHANCE GEBEN ZU ARBEITEN. Das ist das Wichtigste, was sie brauchen: Arbeit und ein Dach über dem Kopf. Weil ohne das ist man einfach gar nichts. Und so fühlen sich die Menschen. Dieses Gefühl haben sie: Ich habe keine Arbeit, ich habe kein Dach über dem Kopf, was bin ich denn? Nichts bin ich. Sie brauchen diese Chance, sie brauchen dieses Gefühl, zu wissen: Du bist keine Null. Du bist ein Mensch, komm, ich gebe dir eine Chance. Aber dieses Gefühl gibt es ganz wenig. Wenn sie eine Arbeit bekommen, dann werden sie dort nur ausgenutzt. Reinste Schikane: »Wenn du das nicht machst, dann fliegst du.« Viele der Menschen lassen sich das gefallen, weil sie nicht fliegen wollen, sie wollen ja in Deutschland bleiben. Wollen Arbeit haben und natürlich auch eine Wohnung.

DAS OBDACHLOSENHEIM GIBT IHNEN DIE CHANCE, EINE ADRESSE ZU HABEN. Nur mit dieser Adresse können sie sich dann eine Arbeit suchen. So geht es langsam voran. Obdachlosenheime sind sehr teuer. Ein kleines Zimmer kostet ca. 500 Euro pro Mensch im Monat, also so viel wie eine Zwei- oder Dreiraumwohnung. Jeder hat dort ein Zimmer und Küche und Bad werden geteilt. Das ist den Leuten erst einmal egal, die sind ja froh, dass sie wenigstens Arbeit und dieses Zimmer haben.

DIE ANGEBOTE DER TREBERHILFE FUNKTIONIEREN GUT UND DIE LEUTE KOMMEN AUCH GERNE DORTHIN. Seitdem ich da bin, kommen mehr Roma zur Treberhilfe. Unsere Verabredungen sind verbindlich: Also ich weiß wann, Leute kommen und gehen. Ich treffe einige der Leute auch privat. Sie rufen mich einfach an, wir treffen uns, wir sprechen über viele Sachen. Es existieren einfach auch sehr viele Fragen. Manchmal bin ich einen halben Tag mit ihnen unterwegs. Ich sehe, was sie machen, wo sie hingehen, ich weiß, wo sie schlafen. Aber alles das will ich nicht erzählen. Dieses Vertrauen will ich nicht brechen.

JA, ALSO ES WÄRE VIEL BESSER, WENN WIR DREI ODER AUCH VIER TAGE DIE WOCHE ÖFFNEN UND WARMES ESSEN ANBIETEN KÖNNTEN. Es ist besser, drei, vier Tage die Woche die Chance zu haben, sich mal zu duschen, etwas Warmes zu essen, Kaffee zu trinken, sich mal auszuruhen im Warmen, als nur einen Tag. Was sage ich: ein Tag, eigentlich sind das nur drei Stunden. Ich meine, das ist zu wenig für die Leute. Es fehlt noch ein Kontaktladen, würde ich mal sagen. So für den Fall: Ist mir kalt, ist der Kontaktladen geöffnet, kann ich reingehen, Kaffee trinken, etwas essen. Aber nicht einmal in der Woche für drei Stunden, sondern öfter.

DIE LEUTE, DIE ICH KENNE, SCHLAFEN ALLE AUF DER STRASSE. Alle. Einen Platz zu finden, an dem man nicht gestört wird in der Nacht, ist sehr schwer, so etwas muss man erst mal finden. Oft wird man einfach geweckt und es heißt: »Du kannst hier nicht schlafen!«

ICH HABE SCHON EINMAL EINEN PROJEKTTAG GEMACHT, ALSO EINE PROJEKTNACHT. Also um selbst zu erfahren, wie es ist, auf der Straße zu leben, wenn es kalt ist. Das habe ich eine Nacht gemacht und eine weitere werde ich noch machen, wenn richtig Minusgrade sind. Ich muss sagen: Lustig ist das nicht. Auch nicht schön. Es ist viel schöner, wenn da eine kleine Gruppe ist. Es ist viel besser als Gruppe, als wenn man nur zu zweit oder alleine ist. Es ist tatsächlich einfach auch gefährlich auf der Straße. In einer Gruppe kann einer auf den anderen aufpassen. Du auf mich, ich auf dich. Das ist schon etwas Schönes. Das habe ich erlebt während dieser Nacht auf der Straße.

ALS ICH DAS DAS ERSTE MAL GEHÖRT HABE, DACHTE ICH MIR: »DAS KANN DOCH NICHT WAHR SEIN!« Die Menschen kommen ja nicht umsonst zum Betteln hierher. Und wenn nicht gewollt ist, dass Kindern betteln – weil die nennen das Arbeit und Kinder dürfen ja nicht arbeiten – warum machen die keine Einrichtung für die Kinder? Jetzt ist das Betteln für Kinder strafbar und im schlimmsten Fall

sind sie jetzt den ganzen Tag von ihren Eltern getrennt. Keine Ahnung, wo die Kinder jetzt sind. Vielleicht zu Hause alleine oder irgendwo anders. Also ich bin sehr oft mit diesen Menschen zusammen und ich sehe die Kinder tatsächlich nicht mehr auf der Straße mit ihren Eltern. Früher ja, jetzt nicht mehr. Auch die Straßenmusikanten waren oft da mit ihren Kindern, haben Geld verdient. Jetzt sehe ich die auch nicht mehr.

ICH HABE AUCH SCHON PERSÖNLICH DISKRIMINIERUNG ERLEBT, JA. Vor Kurzem wollte ich mit meinem Freund in ein Café gehen. Wir wollten uns einfach hinsetzen und etwas trinken. Die erste Frage war: »Seid ihr Slowakisch?« »Ja.« »Raus hier!« Ich habe gefragt: »Warum?« »Ich brauch hier nicht Leute, die betteln.« Ja, das ist mir schon passiert. Auch in Bus und Bahn. Dass sie da sagen: »Zigeuner.« Es kommt mir aber auch komisch vor, weil es in Deutschland so viele Nationalitäten gibt. Sehe ich aus wie eine Romni? Vielleicht bin ich eine Inderin oder aus Pakistan. Aber irgendwie haben die eine Nase, riechen das, keine Ahnung. Aber das ist mir egal. Sehr oft habe ich auch schon gehört: »Ausländer raus, geh zurück in dein Land.« Aber da drehe ich mich um, fange an zu lachen und sage: »Das ist dein Problem, nicht meins, Tschüss.« Meine Kinder machen solche Erfahrungen nicht so sehr. Sie sind hier geboren, waren im Kindergarten, in der Schule und haben hier Freunde. Meine Kinder haben viele deutsche Freunde und die kommen gut klar. Viele deutsche Kinder kommen auch zu mir nach Hause zum Schlafen oder sind ja auch am Wochenende bei uns. Ich weiß es nicht, aber ich glaube nicht, dass die Kinder so gegenseitig rassistisch sind. Das ist eher bei Erwachsenen der Fall. Und solange ein erwachsener Mensch nicht das Kind dazu bringt, ausländerfeindlich zu sein, dann sind die Kinder auch nicht ausländerfeindlich.

ICH BIN STOLZ, EINE ROMNI ZU SEIN. Und ich will auch niemand anderes sein. Nein. Ich bin ich. So bin ich geboren und ich schäme mich nicht dafür. Und das sollte kein Mensch. Warum? Ich bin nun mal so geboren. Meine Mutter, mein Vater, meine Oma, mein Opa – wir sind alle Roma. Wir Roma sind verstreut überall auf dieser Welt wie Belgien, Frankreich, Deutschland, Irland usw. Wir sind verbunden über Facebook und wir helfen uns gegenseitig, indem wir dort schreiben, was und welche Hilfe wir brauchen. Es geht dabei meistens um Beerdigungen, Krankheiten, Kleidung und Essen. Wir spenden dann über eine Organisation an die Menschen, die Hilfe brauchen. Ich engagiere mich auch selbst für die Rechte von Roma. Dazu fahre ich auf Demos, habe mich in Lety für das Gedenken an die im Nationalsozialismus ermordeten Roma eingesetzt und bin mit vielen Roma-Organisationen vernetzt. ■

märchen

es war einmal ein unbeschriebenes blatt

Weiterführende Informationen

HÖREN: RADIO ROMARESPEKT



RADIO
ROMA
RESPEKT



Die meisten von euch – das Radiopublikum – sind Gadje, das heißt Personen der Mehrheitsgesellschaft. Was wisst ihr von Roma und Sinti, von Rom*nja und Sint*ezze, von ihren Leben, von ihren Wünschen, von ihren Interessen?

Viel von dem, was ihr denkt, über sie zu wissen, sind jahrhundertealte falsche Bilder, der Realität entbehrende Klischees. Das sind antiromaistische Stereotype. Diese Stereotype nerven. Sie machen reale Personen unsichtbar. Menschen werden ausgegrenzt und das sogar gewaltsam.

Radio RomaRespekt sendet gegen überkommene antiromaistische Stereotype. In *Radio RomaRespekt* sprechen Sint*ezze und Rom*nja als Expert*innen ihrer Interessen, z. B. als Wissenschaftler*innen oder als Künstler*innen. Sie sprechen als Individuen mit selbstgewählten und komplexen Identitäten. Viele von ihnen sprechen auch als politisch aktive Kämpfer*innen für Respekt, Bürger*innenrechte und menschenwürdige Lebensbedingungen. Auch solidarische Personen kommen zu Wort, die die Kämpfe von Rom*nja und Sint*ezze unterstützen oder den Antiromaismus der Mehrheitsgesellschaft kritisch reflektieren. *Radio RomaRespekt* sammelt und verbreitet Wissen gegen antiromaistische Stereotype – Wissen aus politischen Kämpfen und aus gelebten Leben.

On Air: coloRadio Dresden, Radio Blau Leipzig, Radio t Chemnitz, Radio Corax Halle, Radio Frei Erfurt, Radio Dreyeckland Freiburg, Radio Helsinki Graz u. a.

Soundcloud: [weiterdenken/sets/radio-romarespekt](https://www.soundcloud.com/weiterdenken/sets/radio-romarespekt)

Redaktion und Netzwerk: Antje Meichner

Radio Romarespekt #23 »Was stört's euch, wenn Leute Betteln?«

In der Sendung sprechen zur Dresdner Bettelobby Gjulner Sejdi vom Leipziger Verein Romano Sumnal, Dieter Wolfer vom Treberhilfe Dresden e. V., der Politikwissenschaftler Markus End sowie Simonida Selimovic und Sandra Selimovic (Wiener Bettelobby).

Radio Romarespekt #24 »Uli Gladik und ihr Film »Natscha«

Ihr hört ein Interview mit Uli Gladik, Filmemacherin und Aktivistin aus Wien. Es geht um die Wiener Bettelobby und um die Entstehungsumstände des Films »Natascha«.

Radio RomaRespekt #26 »Das Antidiskriminierungsgesetz gilt nicht in Usti«

Miroslav Broz erklärt die Hintergründe des Kampfes von etwa 200 Roma in Usti im Juni 2018 um würdevollen Wohnraum.

LESEN: ROMARESPEKT

RomaRespekt – Lokalrecherchen & Empowerment arbeitet mit und in Solidarität mit Rom*inja und Sint*ezze gegen den Antirromismus der Mehrheitsgesellschaft und unterstützt Selbstorganisierung in Sachsen und Sachsen-Anhalt. Durch Forschung, politische Bildung und das Radio RomaRespekt werden historisches und gegenwärtiges Wissen, Meinungen und Haltungen zu Vergangenheit und Gegenwart hörbar gemacht. Rom*inja und Sint*ezze arbeiten bei RomaRespekt als selbstbestimmte und aktive Individuen, mit ihren Entwürfen und Selbstbildern durchbrechen sie stereotype Opferzuschreibungen. Unser Handeln verfolgt die Leitlinien des Empowerments, Vernetzens, Forschens, Erinnerns und Multiplizierens.

RomaRespekt

www.weiterdenken.de/de/romarespekt

Dokumentation BettelLobby Dresden

www.weiterdenken.de/de/romarespekt/bettellobby-dresden

Was ist ein Shelterhouse?

www.weiterdenken.de/de/2018/11/09/shelter-house

Viele Kämpfe und vielleicht einige Siege

www.weiterdenken.de/de/2016/08/01/viele-kaempfe-und-vielleicht-einige-siege

WEITERES

BettelLobby Wien

www.bettellobby.at

Die BettelLobby Wien bekommt immer wieder Anfragen von verunsicherten Menschen, die Bettelnden gerne etwas geben würden. Daher haben sie sich entschlossen, eine kleine Ratgeberin herauszugeben: »Knigge« für Gebende.

www.bettellobby.at/wp-content/uploads/sites/27/bettelfolder2_screen.pdf

Natasha, Ein Film von Ulli Gladik

www.natasha-der-film.at/

Die Morgendämmerung der Worte

Moderner Poesie-Atlas der Roma und Sinti, Gedichte aus aller Welt versammelt von Wilfried Ihrig und Ulrich Janetzki

ISBN: 9783847704034, Die Andere Bibliothek, Berlin 2018

GLOSSAR

Roma, Rom (m)/ Romni (w) // Rom*nja (plural)

Oberbegriff für die in Europa lebende Minderheit, Eigenbezeichnung der aus Ost- und Südosteuropa stammenden Gruppe.

Sinti, Sinto (m)/ Sinteza (w) // Sint*ezze (plural)

Eigenbezeichnung der in West- und Mitteleuropa seit vielen Generationen lebenden Gruppe der europäischen Roma.

Romanes

Sprache der Roma (Alternativbezeichnungen: Romani, Roman).

AUTOR*INNEN

Katrin Holinski promovierte zum Thema Integrationskurs und ist Mitarbeiterin bei Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen e.V. Sie arbeitet zu Flucht und Migration, Geschlechter- und Sozialpolitik.

Renata Horvathova ist Teil von Romano Sumnal e.V. – Verein für Roma in Sachsen und arbeitet bei der Treberhilfe Dresden e.V. im Kontaktcafé und am Sozial-Bus.

Wilfried Ihrig studierte Germanistik und Philosophie mit Promotion in Heidelberg. Er ist Dozent, Literaturwissenschaftler, Schriftsteller, Redakteur und literarischer Übersetzer.

Kathrin Krahl ist Soziologin und Mitarbeiterin bei Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen e.V. im Projekt RomaRespekt. Sie forscht, publiziert und organisiert Ausstellungen, Bücher, Seminare zu Rassismus, Antiromaismus, Shoah, Geschlecht und Urbanität.

Josefine Paul ist Kulturmanagerin, im Moment studiert sie im Masterstudium Soziologie an der TU Dresden im Vertiefungsstudium Soziale Ungleichheit. Sie nahm teil am Seminar »Armut und Betteln fordert heraus« im WS 2018/19.

Alexandre Romanès ist französischer Rom, lebt in Paris und ist Lyriker und Lautenspieler.

Justus Schubert absolvierte ein Diplomstudium der Erziehungswissenschaft mit der Studienrichtung Sozialpädagogik und Sozialarbeit an der TU in Dresden. Seit 2016 ist er Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung mit dem Promotionsprojekt »Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung von Jugendlichen mit Lebensmittelpunkt auf der Straße. Kulturen der Bewältigung und des Arrangements in ›unsichtbaren‹ Räumen.«.

Santino Spinelli, Künstlername Alexian, ist italienischer Musiker, Komponist und Hochschullehrer. Spinelli war 2002 Gründungsmitglied des internationalen Verbands der Roma-Schriftsteller*innen in Helsinki. Seitdem ist Spinelli Inhaber des Lehrstuhls für Sprache und Kultur der Roma an der Universität Triest. Er ist der erste Rom Europas mit dieser Position an einer Universität.

Hannah Zimmermann studierte in Dresden Soziologie im Master. Sie befasste sich wissenschaftlich u. a. mit dem Thema Antiziganismus im Kontext neoliberaler Gouvernementalität. Für die Ausstellung »Eingeschlossen: Ausgeschlossen – Perspektiven geflüchteter Menschen auf die Warteschleife Asyl« führte sie bereits Interviews mit Romn*ja in sächsischen Asylsuchendenheimen sowie nach ihrer Abschiebung nach Serbien. Seit 2019 arbeitet sie als Projektleiterin im ASA FF e.V. für »Offener Prozess«, einem Projekt zur NSU-Aufarbeitung in Sachsen.

Impressum

Zuhause bedeutet für mich eigentlich, ein Zuhause zu haben, ganz einfach.
Erfahrungen von Obdachlosigkeit und Migration

Herausgegeben von
RomaRespekt und Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen

Redaktionsschluss: Mai 2019
Redaktion und Herausgeberschaft: Katrin Holinski und Kathrin Krahl
Interview & Text: Hannah Zimmermann
Interviewpartner*innen: Alexandr, Blanka, Brigitta, Milan, Renata Horvathova
Übersetzung und Vermittlung der Interviewpartner*innen: Renata Horvathova
Autor*innen: Wilfried Ihrig, Josefine Paul, Alexandre Romanes, Justus Schubert,
Santino Spinelli
Lektorat: Katrin Holinski
Transkription: Mona Samira Bouguerba
Zeichnungen: Isabel Andiel
Gestaltung: ultramarinrot, Berlin

« J'ai partagé le monde » et « On devrait écrire » in:
Alexandre Romanes, Sur l'épaule de l'ange © Gallimard, 2010

Dank an die BettelLobby Dresden, einem Netzwerk bestehend aus verschiedenen
Initiativen u. a. der Gruppe gegen Antiromaismus, der TREBERHILFE Dresden, der
gruppe polar, RomaRespekt – Lokalrecherchen & Selfempowerment, Romano
Sumnal – Roma-Verein-Sachsen sowie der FAU Dresden.
Außerdem an: Ulli Gladik, Gjulner Sejdi, Ulrich Janetzki

Erscheinungsort: www.weiterdenken.de
Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen
Kraftwerk Mitte 32 | 01067 Dresden

ISBN:978-3-946541-33-2

Auflage: 600
Druck: Neue Druckhaus Dresden GmbH

Als E-Book zum Downloaden unter www.boell.de/de/publikationen

Diese Publikation wird unter den Bedingungen einer Creative-Commons-Lizenz
veröffentlicht: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>
Abweichungen von diesen Bedingungen bedürfen der Genehmigung des
Rechteinhabers: info@weiterdenken.de

© Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen

Brigitta, Milan, Blanka und Alexandr
leben in Dresden temporär auf der Straße
und geben Einblicke in ihr Leben.



Gefördert vom



im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*

